Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 503. Freitag den 2. October 1896. 90. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 2. October.

Der stellvertretende Gouverneur von Deutsch-Ostafrika von Bennigsen hat unterm 19. August, wie das neueste „Colonialblatt" mittheilt, einen Runderlaß an sämmtliche Aemter und Stationen wegen der **Rechtsprechung in Sclavensachen** erlassen. Nicht selten wurden über Strafthaten, die im Wesentlichen gleich lagen, die abweichendsten Entscheidungen betreffs des Strafausmaßes gefällt. Diesem Mangel vermochte auch das Reichsgesetz vom 28. Juli 1895, betreffend die Bestrafung des Sclavenhandels und Sclavenraubes, nicht abzuhelfen. Das angezogene Gesetz kann, obwohl an und für sich nur für Europäer erlassen, ebenso wie das Reichsstrafgesetzbuch auch auf Farbige Anwendung finden, es wird aber durch die Bestimmungen des Gesetzes nicht den besonderen Verhältnissen des im deutsch-ostafrikanischen Schutzgebiet von Farbigen betriebenen Sclavenhandels genügend Rechnung getragen. Daher sind jetzt ergänzende Bestimmungen erlassen, deren wesentlichste lauten:

1) Wer sich eines freien Menschen bemächtigt, um ihn in Sclaverei zu bringen, wird wegen Menschenraubes mit Kettenarbeit bis zu fünf Jahren bestraft. 2) Der gewerbs- oder gewohnheitsmäßige Menschenraub wird mit lebenslänglicher Kettenarbeit oder mit dem Tode bestraft. Die gleichen Strafen treffen jeden Theilnehmer einer Bande, die mit bewaffneter Hand Menschenraub begeht. 3) Ist bei der Ausführung, beziehungsweise dem Versuch eines Menschenraubes der Tod einer der Personen, deren Raub ausgeführt oder versucht wurde, oder die dem Geraubten, beziehungsweise Bedrohten zu Hilfe kamen, verursacht worden, so ist gegen die Veranstalter und Anführer auf Todesstrafe, gegen die übrigen Theilnehmer auf Kettenarbeit nicht unter drei Jahren zu erkennen. — Wer gewerbsmäßig Sclavenhandel betreibt, wird mit Kettenarbeit nicht unter drei Jahren bestraft. — Wer an einem in Ausführung, beziehungsweise Vollendung eines Menschenraubes erfolgenden Transport von Sclaven, beziehungsweise an einem dem gewerbsmäßigen Sclavenhandel dienenden Transport von Sclaven vorsätzlich mitwirkt, wird mit Kettenarbeit bis zu drei Jahren bestraft. Der gewerbs- oder gewohnheitsmäßige Transport von Sclaven wird mit Kettenarbeit nicht unter drei Jahren bestraft. Wer es unternimmt, einen Sclaven nach einem Orte außerhalb des deutschen Schutzgebietes zu dauerndem Aufenthalt zu überführen, oder wer einen Sclaven an eine Person verkauft, von welcher er weiß, daß sie im deutschen Schutzgebiet keinen Wohnsitz hat, wird wegen Sclavenausfuhr mit Kettenarbeit bis zu fünf Jahren bestraft. Die gewerbs- oder gewohnheitsmäßige Sclavenausfuhr wird mit Kettenarbeit nicht unter drei Jahren bestraft. Gleiche Strafe tritt ein, wenn die Sclavenausfuhr mit Anwendung von List, Drohung oder Gewalt begangen wurde. Ist bei der Ausfuhr, beziehungsweise dem Versuch einer Sclavenausfuhr der Tod einer der Personen, deren Ausfuhr bewirkt oder versucht wurde, oder welche dem Ausführenden zu Hilfe kamen, verursacht worden ist, so ist gegen die Veranstalter und Anführer auf Todesstrafe, gegen die übrigen Theilnehmer auf Kettenarbeit nicht unter drei Jahren zu erkennen. Der Versuch ist in den Fällen des Menschenraubes, des Sclaventransports und der Sclavenausfuhr strafbar. Im Uebrigen kommen betreffs des Versuchs die Grundsätze der §§ 43 ff. des Reichsstrafgesetzbuches zur Anwendung. Kettenarbeit ist hierbei der Zuchthausstrafe gleichzuachten; doch findet eine Umwandlung von Kettenarbeit unter einem Jahre (§ 44 Abs. 4 R.St.G.Bs.) in Gefängniß nicht statt. Betreffs der Theilnahme kommen die Grundsätze der §§ 47 ff. des Reichsstrafgesetzbuchs zur Anwendung. Neben den vorstehend angedrohten Freiheitsstrafen kann auf Geldstrafe und Prügelstrafe erkannt werden. Auch kann auf Einziehung aller zur Begehung des Verbrechens gebrauchten oder bestimmten Gegenstände erkannt werden, ohne Unterschied, ob sie dem Verurtheilten gehören oder nicht. Ist die Verfügung einer bestimmten Person nicht ausführbar, so kann auf die Einziehung selbstständig erkannt werden. Ueber eine eventuelle Anweisung des Verurtheilten aus dem Schutzgebiet wird das Gouvernement in jedem einzelnen Falle Entscheidung treffen.

Eine endgültige Regelung der Materie kann nur durch eine vom Kaiser, beziehungsweise von dem Reichskanzler, zu erlassende Verordnung erfolgen. Das Material für eine solche Verordnung, welche der stellvertretende Gouverneur nach Jahresfrist in Vorschlag zu bringen beabsichtigt, sollen die mit der Anwendung der vorbezeichneten Grundsätze in der Praxis gemachten Erfahrungen liefern. Zur wirksameren Verfolgung des Sclavenhandels sind Belohnungen für Strafanzeigen in Sclavensachen ausgesetzt.

Eine neue Methode, sich der agitatorischen Geschäftigkeit der **freisinnigen Vereinigung** zu erwehren, hat die **freisinnige Volkspartei** in Rostock zur Anwendung gebracht. Dort war es 1893 zu einer Auseinandersetzung zwischen freisinniger Vereinigung und Volkspartei gekommen, derart, daß die Vereinigung einen eigenen Candidaten aufstellte, die Volkspartei aber gleich im ersten Wahlgang für den Socialdemokraten stimmte. Die Volkspartei erreichte, was sie wollte. Nicht Geh. Rath Frentzel-Berlin kam mit dem Conservativen in die Stichwahl, sondern der Socialdemokrat. Nun war die Stellungnahme für die Volkspartei so leicht, wie sie ihr im andern Falle schwer geworden wäre. In Bremen, Stettin u. a. O. hat ja die Volkspartei den Socialdemokraten gegen den Candidaten der Vereinigung begünstigt. Wie sie sich im Falle der Stichwahl zwischen Conservativen und Vereinigung gestellt hätte, ist unenthüllt geblieben. Die einzige Gelegenheit, die sich dazu bot, wäre Rostock gewesen, und dort wurde sie durch sofortiges Eintreten der Volkspartei zu Gunsten der Socialdemokratie verhindert. Für das nächste Mal wird diesem pikanten „Fall" in anderer Weise vorgebeugt. Die „Freis. Ztg." proclamirt jetzt bereits die Candidatur des Genossenschaftsanwalts Dr. Hans Crüger, nachdem eine Anfrage bei den Leitern der Vereinigung in Rostock ergeben hat, daß die Letztere auch ihren Candidaten schon ausersehen hat, und nun soll bis 1898 das Werben um die „liberalen" Stimmen unausgesetzt betrieben werden. Speciell zu diesem Zwecke will die „Freis. Ztg." die Candidatur Crüger „jetzt in der Oeffentlichkeit weiteren Wählerkreisen unterbreiten". Ohne Zweifel kostet dies der Vereinigung eine erhebliche Anzahl Stimmen, denn wenn Herr Richter sich anderthalb Jahre Zeit nimmt, eine Wählerschaft zu verwirren und zu zersetzen, geht es ohne Schaden für die Befehdeten nicht ab. Da müßte Herr Richter nicht Herr Richter sein. Hingegen weiß nun auch die Socialdemokratie, wie sie daran ist, und hat Zeit, ihre noch drastischeren Mittel anzuwenden, um so viele als möglich von Denen festzuhalten, die ihr 1893 durch Herrn Richter zugetrieben wurden. Der conservative Vertreter des Kreises, Herr v. Buchka, hat somit allerdeste Aussicht, wieder mit dem Socialdemokraten in die Stichwahl zu kommen. Das ist nach Lage der dortigen Verhältnisse schon die ziemlich sichere Wiederwahl.

Die Blättermeldung von einem formellen schriftlichen Abschlusse eines Bündnißvertrages zwischen **Oesterreich** und **Rumänien** ist mit großer Vorsicht aufzunehmen. Zu einem solchen Bündnisse ist gerade im gegenwärtigen Augenblicke eine besondere Nothwendigkeit nicht vorhanden. Die Interessen Rumäniens drängen es ohnehin dazu, im Falle ernsthafter Verwickelungen fest zu Oesterreich zu stehen. Abgesehen davon aber, ist gegenwärtig auch die Stellung Oesterreichs auf der Balkan-Halbinsel schon dadurch eine bessere, daß Serbien und sogar auch Bulgarien nicht mehr derart russischem Einflusse allein unterstehen, wie noch vor kurzer Zeit. Wenn österreichische Blätter es als politisch bedeutsam hervorgehoben haben, daß der Fürst von Bulgarien der Feier am Eisernen Thor nicht beigewohnt hat, so muß dazu bemerkt werden, daß dafür weniger politische, als persönliche Gründe maßgebend gewesen sind. Man weiß, der österreichische Kaiser ist noch immer außerordentlich verstimmt gegen den Fürsten Ferdinand von Bulgarien, den zu empfangen er vor und nach dem Uebertritt des Prinzen Boris wiederholt abgelehnt hat, so daß, da der Kaiser das entscheidende Wort darüber zu sprechen hatte, wer an der Feier theilnehmen sollte, es ganz selbstverständlich war, daß Fürst Ferdinand ferngehalten wurde. Daß die kühl reservirte, ja stolz abweisende Haltung des österreichischen Monarchen gewirkt hat, geht daraus hervor, daß Bulgarien gegenwärtig schon nicht mehr völlig im russischen Fahrwasser segelt. Dies schließen wir ebenso aus dem Verbleiben des für den Ausschluß russischer Officiere aus der Armee eintretenden bulgarischen Kriegsministers im Amte, wie aus der Anwesenheit gerade des österreichischen Attachés und eines rumänischen Generals bei den bulgarischen Manövern. In jedem Falle aber wäre es verkehrt und könnte unseren guten Beziehungen zu Rußland nur abträglich sein, wenn man in Deutschland nun über die Thatsache des herzlichen Einvernehmens zwischen Oesterreich und Rumänien und die serbisch-bulgarische Annäherung an Oesterreich in ein Jubelgeschrei ausbrechen wollte. Dazu liegt gerade jetzt kein Anlaß vor. Es würde aber auch durch eine derartige Stellungnahme der öffentlichen Meinung Deutschlands schöne Aufgabe, beim Hervortreten von Gegensätzen zwischen Oesterreich und Rußland im Orient versöhnend zu wirken, erschwert werden, denn man würde an der Newa nicht ohne Grund vermuthen, daß hinter der Unparteilichkeit, welche Deutschland dem Concurrenzkampf Oesterreichs und Rußlands auf der Balkanhalbinsel gegenüber bewahrt hat, sich anti-russische Tendenzen verbergen, was keineswegs der Fall ist.

Die **armenierfreundliche Propaganda**, wie sie in England und zum Theil in Deutschland betrieben wird, bekundet alles Andere eher, denn Verständniß für den springenden Punct der gegenwärtigen Orientlage. Wenn man nicht annehmen will, daß die Kreise, welche sich für Armenien ins Zeug legen, bewußtermaßen auf Herbeiführung einer allgemeinen internationalen Conflagration hinarbeiten, so darf ihnen der Tadel nicht erspart bleiben, daß sie bei ihrem Versuche, das Orientproblem bei dem armenischen Zwist anzupacken, die denkbar unglücklichste Hand bethätigen. Soviel sollte doch auch dem Laien in politicis klar sein, daß die Zustände in der Türkei gerade verwickelt genug sind, um das Hineintragen weiterer erschwerender Momente geradezu als Versündigung an der Sache des Völkerfriedens erscheinen zu lassen. Wollten die Mächte sich in das Schlepptau der armenierfreundlichen Propaganda begeben, so könnten sie nur gleich der Hoffnung, die schwebende Krise im Compromißwege zu begleichen, entsagen. Die nächste Folge würde der erneute elementare Ausbruch des muselmännischen Religionsfanatismus sein, und was das für die Armenier und überhaupt die Orientchristen, wie nicht minder auch für die Zirkel der europäischen Orientaction zu bedeuten hätte, braucht wohl nicht im Einzelnen specificirt zu werden. Hieraus dürfte für jeden eines unbefangenen Urtheils fähigen Beobachter der Orientvorgänge sich ergeben, daß den wahren Interessen der Armenier besser gedient wird, wenn man ihre Wahrnehmung der großmächtlichen Diplomatie als einem kurzsichtigen, statt mit sachlichen Erwägungen, mit unklaren Gefühlswallungen operirenden politischen Dilettantenthum anheimstellt. Die Durchführung von ernsten Reformen auch in Anschung der Armenier wird von den Mächten gewiß nicht aus dem Auge verloren, aber sie können sich dabei unmöglich von unverantwortlichen, lediglich von religiösen und humanitären Beweggründen getriebenen ungeduldigen Rathgebern drängen lassen. Ihre hohe und schwere Aufgabe, für welche sie der ganzen Welt verantwortlich sind, ist in erster Linie die Erhaltung des Friedens, an dessen Stelle, wenn er am Goldenen Horn gebrochen wird, ganz gewiß nicht der Vernichtungskampf zwischen nur zwei oder drei Mächten treten würde. Es ist allerdings nicht zu bestreiten und von uns nie bestritten worden, daß in der Türkei nur dann Ruhe und Ordnung einkehren kann, wenn die Krankheit, an welcher das ottomanische Reich bis ins Mark hinein leidet, durch Beseitigung der alten Willkür- und Willkürherrschaft des Mohamedanerthums vermittelst zeitgemäßer Reformen gründlichst von innen heraus geheilt wird. Allein man muß zugeben, daß die eigenartigen Verhältnisse der Türkei nur eine sehr langsame Sanirung erwarten lassen, in erster Linie weil der Widerstand des Altmohamedanismus, welcher jeglichem modernen Fortschritt feindlich gegenübersteht, mit aller Vorsicht erst überwunden werden muß. Wollte man auf ihn keine Rücksicht nehmen, so würde die totale Ausrottung des armenischen Volkes zu gewärtigen sein. Liegen aber die Dinge so, dann muß man sich eben in Geduld fassen und darf es den Mächten nicht als Mangel an Einsicht oder gutem Willen auslegen, wenn sie mit aller Macht darauf aus sind, die äußeren Symptome der Krankheit zu unterdrücken, d. h. neue Eruptionen des Rassen- und Religionsfanatismus zu verhüten. Diese involviren die größte Gefahr für den Weltfrieden, und es hieße direct falsch curiren, wollten die Mächte sich lediglich auf die langsame Beseitigung des Grundübels beschränken, mittlerweile aber die Symptome völlig außer Acht lassen. Ist trotz aller Vorsicht und Zurückhaltung ein Einschreiten nicht mehr zu umgehen, etwa weil europäisches Blut Sühne verlangte, oder weil eclatante Handlungen oder Unterlassungen des Sultans dessen absoluten Mangel an gutem Willen zur Durchführung der Reformen unzweifelhaft documentirten, so wird das Unumgängliche durch die Mächte mit aller Energie gewiß ins Werk gesetzt werden. Ueber den Zeitpunct, an welchem dies zu geschehen habe, zu bestimmen, ist indessen ihre Sache, nicht die von Privatleuten, denen der Einblick in den verwickelten Gang des internationalen politischen Triebwerkes verschlossen ist.

Die Absichten der **englischen Marokkopolitik** erfahren durch das Telegramm, welches für Tanger die Errichtung einer Kohlenstation als gesichert erscheinen läßt, eine Beleuchtung, die nicht überall, so insbesondere nicht an der Seine, als eine wohlthuende empfunden werden dürfte. Es scheint, daß der englische Vertreter in Marokko, Nicholson, bei seiner neulichen Anwesenheit am Hofe des Sultans in Marrakesch ausnehmend gute diplomatische Geschäfte gemacht hat, Geschäfte, bei deren förderlicher Erledigung der englische Sovereign keine ganz untergeordnete Rolle gespielt haben dürfte. Eine Correspondenz, welche der „Globe" vor Kurzem aus Tanger erhielt und in welcher mitgetheilt wurde, daß Marokko nunmehr auch die letzte Rate der spanischen Kriegsentschädigung beglichen habe, gewinnt unter diesen Umständen eine besonders interessante Tragweite. Wenigstens würde, bei der notorischen Leere der marokkanischen Staatscasse, die Annahme Manches für sich haben, daß England die Begleichung des spanischen Schuldcontos bewirkt und der Sultan sich für diese Gefälligkeit durch Ertheilung der Anlage

---

Feuilleton.

Die Schuld des Fürsten Romanskoi.

4] Roman von Conr. Fischer-Sallstein.

Nachdruck verboten.

„Sie haben ein sehr angenehmes Organ, Michael Jasmorin, Sie werden brillant lesen. Was hat Sie denn aber veranlaßt, sich um die Stelle zu bewerben? Herr Staatsrath Orlieneff hat mir darüber gar keine Auskunft gegeben."

„Ich bin auf Nebenverdienste angewiesen", versetzte Jasmorin und verbeugte sich.

„Die Stelle ist ja auch ganz erträglich dotirt, ich lasse Ihnen, falls ich mich für Sie entscheide, monatlich zweihundert Rubel auszahlen. Auch stelle ich Ihnen Pferd und Wagen zur Verfügung, damit Sie immer bequem unsere Insel erreichen können. Am liebsten wäre es mir freilich, wenn Sie auf der Villa Wohnung nehmen wollten. Ich gedenke in diesem Winter meinen Palast drüben in St. Petersburg nicht zu beziehen."

Jasmorin's Herz schlug bei diesen Eröffnungen vor Freuden wie ein Hammer. Natürlich war er bereit, heute noch nach der Villa überzusiedeln. Was hielt ihn denn auch in St. Petersburg fest? Die Universität läßt sich auch von hier aus erreichen, besonders wenn ihm Pferd und Wagen zur Verfügung steht.

„Ich würde heute noch hierher übersiedeln, falls ich des geschätzten Vertrauens der Frau Gräfin Stroganowna gewürdigt werden könnte."

„Staatsrath Orlieneff schrieb mir, daß Sie besonders in fremden Sprachen groß seien; dazu besitzen Sie ein hübsches Organ, ich wüßte also nicht, was mich veranlassen könnte, von Ihrer Bewerbung abzusehen. Nicht wahr, meine liebe Natascha Mekelaj, wir würden ihm drei Zimmer und einen Diener zur Verfügung stellen?"

„Er hat so viel Gemüth!" flüsterte diese und rieb sich die Hände, als ob diese kalt geworden wären. „Ich werde sofort die Zimmer heizen lassen. Auch muß der Balcon gefegt werden; er ist ganz mit Laub bedeckt."

„Gewiß, aber ich bestehe darauf, daß Michael Jasmorin auf seinen Gemächern speist, und wünsche, daß besonders berücksichtigt wird, daß er an die französische Küche nicht gewöhnt ist. Auch soll er nichts in meinem Hause vermissen. Wenn man geistig thätig sein soll, dann darf es an leiblichen Genüssen nicht fehlen."

Diese Worte galten der guten Natascha, die ihrer Herrin verständnißinnig zunickte. Nun wandte sich die liebenswürdige Dame wieder dem in Glückseligkeit schwimmenden Studenten zu.

„Sie sind in Sibirien geboren; wie kommt es denn, daß Sie heute in Petersburg sind? Der Brief des Staatsrathes Orlieneff giebt mir auch darüber keinerlei Aufschlüsse."

Jasmorin kam ein wenig in Verlegenheit. Zugleich berührte es ihn peinlich, daß er da offenbar einem vollständigen Verhör unterworfen werden sollte. Die alte Dame beobachtete ihn mit ihren lebhaften Augen scharf.

„Durch die gütige Unterstützung einer sehr edlen Dame wurde es mir möglich gemacht, nach Petersburg zu kommen, um hier zu studiren."

Die Gräfin Stroganowna wurde lebhaft. Sie schlüpfte etwas aus ihrem Pelz heraus und sah überrascht Natascha an.

„Haben Sie eine Braut aus guter Familie? Gewiß ist es eine reiche Kaufmannstochter, die Sie studiren läßt?"

„Nein", entgegnete lachend Jasmorin, „meine Gönnerin ist eine mütterliche Freundin, die auf Slekok lebt. Es ist Sofia Andrejewna Petuschkiwna."

Die Gräfin glitt jetzt mit größter Lebhaftigkeit ganz aus ihrem Pelz heraus und präsentirte sich in einem kostbaren hechtgrauen Seidenkleid. Es war eine schlanke, beinahe schmächtige Erscheinung, die viel von Krankheiten gelitten haben mochte, aber trotzdem einen außerordentlich jugendlichen Eindruck machte, so daß der Student wirklich in Bewunderung gerieth.

„Sprechen Sie von der berühmten Petuschkiwna des Fürsten Stepan Wassilitsch Romanskoi? Das ist mir aber ganz unfaßbar, — also wirklich, Sie sprechen von ihr? — Ich hätte wirklich nie gedacht, daß die heilige tapfere Sonja, der der Zar die Hand gedrückt, daß sie — ja, mein Gott, es ist richtig, sieh doch selbst, Nataschka, diese wirklich schönen Augen, das ausdrucksvolle Gesicht und diese Figur! — Willst Du nicht Lidia rufen, Nataschka, es ist von großer Bedeutung, daß Lidia ihn sieht! — Also wirklich, Sofia Andrejewna Petuschkiwna!"

Ist sie denn verrückt geworden? fragte sich Michael und starrte voll Verwunderung die alte Dame an, die den Blick nicht von ihm wenden konnte.

Sie stand vor dem Sessel, auf welchem sie bis jetzt gesessen, der große Pelz saß auf ihren Schultern fest und strebte ihr den Rücken hinab, und so wie sie dastand und auf Jasmorin herüberblickte, war sie mit einem Schmetterling vergleichbar, der soeben aus seiner Puppe kriecht.

„Lidia", fuhr sie nun fort, „ist meine Enkelin. Ihr Vater hat sein ganzes Vermögen verspielt und sich dann in Monaco erschossen. Gewiß, Sie haben davon gehört? Er erschoß sich auf seinem Reitthier Djatschok und hatte einen schrecklichen Tod. Ich nahm Lidia zu mir, weil sie eine große Schönheit geworden ist. Es ist merkwürdig, gerade wie Stepan Wassilitsch Romanskoi, besitze auch ich keinen directen Erben außer Lidia, meiner Enkelin."

Diese Vertraulichkeit, der er sich nun gewürdigt sah, gefiel dem Michael Jasmorin ganz besonders, und er knüpfte eine Welt voll froher Erwartungen daran. Freilich konnte er nicht wissen, daß dieser Grad von Vertraulichkeit bei Darja Alexandrowna nichts Besonderes war.

Er fragte sich, warum ihn die schöne Lidia — und er zweifelte an den Angaben der Gräfin, daß Lidia schön sei, durchaus nicht — sehen und bewundern solle. Jasmorin war noch zu jung und zu unerfahren, als daß er nicht sofort eine recht beglückende Antwort bei der Hand hätte haben sollen.

Man braucht ja nur in den Romanen zu blättern, um Hunderte von Beispielen dafür aufzutreiben, daß ein netter junger Mann schließlich sein Glück durch eine brillante Heirath machte.

Mit gespannter Erwartung blickte er nun nach der Thür, hinter der Natascha verschwunden war. Die Thür stand noch etwas offen, und sofort fragte ihn die gütige Gräfin, zu der er sich nun schon unfaßbar hingezogen fühlte, ob es nicht bedenklich ziehe.

Ehe Jasmorin seine unmaßgebliche Meinung äußern konnte, ging die Thür vollends auf, und herein schwebte eine junge Dame von bezaubernder Schönheit. Sie trug eine Robe von dunklem Sammet, das üppige Goldhaar war aufgelöst und über die Schultern geworfen, wie bei einem englischen Pensionatfräulein. Das Gesicht voll sinnenden Ernstes wendete sich dem Studenten zu, der sich vom Sessel erhoben hatte und dessen Herz drauf und dran war, wahnsinnig zu werden.

„Das hier, meine liebe Lidia, ist Michael Jasmorin, über dessen schöne und ausdrucksvolle Handschrift Du so entzückt warst. Wann hast Du zuletzt Sonja Petuschkiwna, die liebenswürdige Pflegerin des Fürsten Stepan Wassilitsch Romanskoi, gesehen? Ist die Aehnlichkeit nicht außerordentlich?"

Sie deutete bei diesen Worten auf Jasmorin. Die junge Dame, die nicht recht wußte, was die Gräfin mit ihrer Frage meinte, sah den jungen Mann an, schlug aber sofort errötheend den Blick zu Boden und entgegnete: „Ich habe Sonja Petuschkiwna überhaupt noch niemals gesehen."

„Dann war es Deine Maminka, der sie seiner Zeit vorgestellt wurde. Damals hätte freilich Niemand es für möglich gehalten, daß sie einen Sohn habe. — Michael Jasmorin ist ihr Sohn, nur begreife ich nicht, warum sie ihn in Sibirien erziehen ließ."

Diese Worte wirkten wie ein Sturzbad auf Michael. Zuerst glaubte er nicht genau gehört zu haben, dann aber lächelte er, wobei Lidia seine hübschen Zähne bewunderte.

„Erlauben Sie, Frau Gräfin Stroganowna, ich bin keineswegs der Sohn Sofia Andrejewna's, sondern der Sohn der verwittweten Maria Feodorowna Jasmorin. Meine Mutter ist die Gattin eines Verschickten, die meinem Vater freiwillig nach dem Norden folgte. Vor zehn Jahren hörte meine Mutter, daß Sofia Andrejewna Petuschkin auf Slekok lebe, und schrieb an sie. Ich wurde nun sofort auf das Gymnasium nach Tobolsk geschickt, denn Sofia Andrejewna unterstützte meine Mutter, und kam alsdann nach Petersburg. Sobald ich mein Staatsexamen abgelegt und Stellung gewonnen habe, lasse ich mein gutes Mütterchen nach Petersburg kommen."

Während Lidia beinahe schwärmerisch zu dem jungen Mann hinüberblickte und nicht müde wurde, ihm in die Augen zu sehen, während Natascha die Hände gefaltet hielt, als wolle sie für ihn beten, zog sich die Gräfin fröstelnd in ihren Pelz zurück. Fand sie sich durch die freimüthigen Mittheilungen Jasmorin's verletzt, oder war sie deshalb verdrossen, daß sie sich in ihrer Voraussetzung geirrt?

Voll Sorgen blickte Natascha zu dem Studenten auf. Befürchtete sie, daß seine Sache nun mit einem Male verloren sei? Selbst das reizende Gesicht Lidia's bedeckte sich mit dem Ausdruck der Trauer; gewiß, sie kannte ihre Großmama.

„Lidia", redete diese jetzt die junge Dame kalt und trocken an, „Du hast gehört, daß wir uns täuschten. Du hast nun gar keine Ursache mehr, ein größeres Interesse an diesem Herrn zu nehmen, und darum wünsche ich, daß Du Dich sofort wieder zurückziehst."

„Aber ich weiß nicht, Großmama — —"

SLUB
Wir führen Wissen.